Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 165. Bromberg, den 19. Juli 1936

Rettet Wien!

Roman aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683

von

Rudolph Stratz.

Urheberschutz für (Copyright by) Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1936.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Drüben in seinem Palast, von dessen Hamajun-Tor ohnedies stets die verwesten Häupter hingerichteter Paschas auf Stangen starrten, zwischen seinen tausend Weibern, Pagen, Eunuchen, Zauberern, Zwergen, Scharfrichtern — brütete der Großherr — tausend Jahre ihm! — vielleicht jetzt eben schon über einer neuen Totenliste der Ratgeber, die ihm falsch prophezeit hatten, wohin der Wind aus Warschau wehen würde. Der bestaubte fränkische Kriegsmann allein wußte die Wahrheit. Er stand in dem Staatssaal im Gedränge der Turbane und Graubärte und erhobenen Hände und aus seinem fließenden, leidenschaftlichen Türkisch wuchs das glänzende Schreckbild Johann Sobieskis, hoch zu Pferde, und hinter ihm, soweit das Auge in die Ferne reichte, die Schwärme von Adlerflügeln der Husaren, die bewimpelten Lanzenwälder der Panzerreiter, die muskatenstarrenden Heerwürmer des Fußvolks, die sich zur Rettung der Christenheit gen Wien wälzten.

Der französische Gesandte ließ es sich von seinem Dolmetsch übersetzen. Er stand mit undurchdringlicher Miene, schweigend neben dem deutschen Edelmann. Dessen Worte flackerten weiter.

„Ich spreche nicht als der erste beste fahrende Kriegsmann! Hätte ich sonst meine Empfehlungsschreiben hier an den Herrn Gesandten von Frankreich? Ich spreche nicht für mich, aus mir spricht Frankreich!"

„Ich komme aus Paris!" fuhr er fort, zu den ihn umdrängenden Paschas gewandt. „Ich bringe mit mir, was man in Paris zu Euerm Anschlag auf Wien denkt: Mögt ihr in den Gebirgen des Balkans und in den Ebenen Ungarns eure Kriege mit der Apostolischen Majestät des Kaisers und dem Heiligen Römischen Reich führen, aber auf dem Weg zur Hauptstadt des Heiligen Reichs, auf dem Weg nach Wien, gebietet euch die Stimme der ganzen Christenheit halt. Von eurer ersten Steinkugel, die das Kreuz auf dem Stephansdom streift, fühlt sich die ganze Christenheit getroffen! Das ganze Abendland erhebt sich gegen euch und kommt Wien zu Hilfe!"

„Ihr habt die erste Folge schon in dem, was der König von Polen tat, gesehen!" schloß er. „Glaubt nicht, daß der mächtige Christ des Abendlandes, daß der König von Frankreich gegen die Sache der Christenheit handelt! Er führt den Titel des Allerchristlichsten Königs. Der Halbmond vor den Wällen Wiens — der Gedanke ist dem Allerchristlichsten König ein Schmerz und ein Zorn! Ich weiß es. Ich komme von seinem Angesicht!"

In dem dumpfen Gemurmel umher starrte aus dem Hintergrund der greise Ferat Pascha feindselig auf den Ritter von Rimburg.

„Kennst du meinen ehemaligen Sklaven?" fragte er seinen Sohn. Der Jüngling Emin hatte die ganze Zeit kein Auge von dem Fremden abgewendet. Auf seinen weichen bartlosen Lippen lag ein unhörbares: „Ja" . . .

Und ebenso gedämpft, so daß es kein Umstehender vernehmen konnte, fuhr der Alte fort.

„Ich habe dir verziehen, daß du ihn in Rosette entkommen ließest! Du hast mir gesagt: „Kann ich dafür, daß ich ein Weib bin?""

„Kann ich dafür . . .?" wiederholte der Jüngling Emin. Seine großen dunklen Augen hingen an dem Malteserritter.

„Du hast gesagt: Kann ich dafür, daß du mich als Knabe erzogen hast, um dem Unglück zu entgehen, keinen Sohn mehr zu haben? Gut — wer will mit einem Weib rechten? Möge also der Ungläubige dank dir sein Land wiedergesehen haben! Aber nun haben die bösen Geister ihn hierher zurückgetragen. Er streut giftige Schlangen aus seinem Mund. Sie kriechen in die Ohren der Gläubigen. Dieser Mund muß verstummen, ehe sein Pesthauch die Kriegsflamme ausbläst. Ein mächtigerer Mund muß das gebieten!"

„Der Großherr — gelobt sei Allah — läßt jetzt niemanden vor sich in den Staub!" sprach der Jüngling Emin.

„Darum gehe ich zu dem Mächtigeren — zu dem eigentlichen Herrn und Hüter des Glaubens!" Der greise Ferat Bassa wandte sich zur Pforte. „Komm!"

Auf pferdegroßen Maultieren ritten er und der Jüngling Emin im Paßtrab, umringt von ihren Mameluken, durch die tobenden Gassen Stambuls. Den eigentlichen Hexenkessel ließen sie zur Linken, das Stadtviertel der Janitscharen. Schon in Friedenszeiten zechten die Janitscharen trotz des Verbots Mohammeds zügellos den unverdünnten, schweren bernsteinfarbenen Griechenwein. Jetzt, am Vorabend des Feldzugs, saßen sie zu Tausenden betrunken auf den Holzbänken vor ihren Ordenshäusern. Sie trugen schon die Kriegstracht: die weiße Filzmütze mit dem Reislöffel, die Wasserflasche, die schwere Flinte und den gerollten Gebetsteppich. Ihre langen Gürtelmesser waren rostrot von Blut. Seit Tagen ermordeten sie vor dem Ausmarsch ihre mißliebigen Hauptleute, um frische Führer für den Feldzug zu gewinnen.

Draußen vor dem mächtigen Roßplatz vor dem alten Serail des Großveziers und Großfeldherrn schwirrten sie wie ein wütender Bienenschwarm um die alte Todesplatane. In deren Ästen hingen an den Beinen die Körper erwürgter Paschas, deren Hinrichtung die Janitscharen von dem Sultan mit Steinwürfen und Geschrei gefordert hatten. Jetzt eben stürzten wieder Leichname aus den Fenstern des Kriegspalasts. Armenische Zolleinnehmer, jüdische Wechsler lagen als Leichen! Vor einer Moschee stand ein griechischer Kornhändler, der einem Janitscharen aus Versehen auf den Pantoffel getreten war, und schwur mit vor Todesangst verzerrten Zügen den Christenglauben ab und bekannte sich für alle Zeiten zum Islam, um sein Leben zu retten. In der Hallenwölbung, die Ferat Bassa und sein Sohn betraten, lag ein toter Schatzmeister blau im Gesicht, ein Zeichen, daß er erdrosselt worden war.

Früher pflegte der Sultan Mahomet der Vierte den Großvezier seines Reiches regelmäßig nach sechs Monaten hinzurichten. Aber seit sieben Jahren, seit unerhört langer Zeit, saß dem Großvezier das Haupt fest auf den Schultern.

Ein vollbärtiges Haupt mit geschwungener Nase und dem glühenden Blick eines großen Raubtiers unter den fast zusammengewachsenen Brauen. Ein langgeschweifter Paradiesvogel zierte den Turban Kara Mustafas, des Schwarzen Mustafa. Ebenso faustgroß wie dem Sultan schimmerten auch ihm die Diamanten an dem Dolman aus weißem, mardergefüttertem Atlas. Und wie an den Toren des Sultans staken auch an seiner Schwelle vier frisch abgehauene Köpfe auf Spießen und in der Nähe hörte man das Geschrei von Würdenträgern, denen er eine Tracht Prügel verabreichen ließ.

Auf einem Täschchen von Perlmutter hingen an der Wand über dem Großvezier Kara Mustafa sein Pfeil und Bogen, als Zeichen seiner Allmacht über das Heer. Mit Zittern und Zagen nahte sich ihm hoch und niedrig. Denn er pflegte oft Bittsteller, deren Äußeres ihm nicht gefiel, durch einen stummen Handwink töten zu lassen, ohne sie erst anzuhören. Als er Ferat Bassa, den greisen Befehlshaber des Hafens von Rosette, vor sich ließ, fingerte er sich gerade mit den Händen, an denen sonst täglich Menschenblut klebte, Brocken geronnener Milch aus einer grünen Porzellanschüssel und wischte sich bei dem Bericht des Greises gelangweilt den Bart. Wien, Polen, die deutschen Lande — das war für ihn in Gedanken schon alles erledigt. Das gab in kurzem das neue Sultanat Deutschland, dessen Krone er sich selber zugedacht. Seine Pläne galten jetzt schon der Eroberung Roms, der Unterwerfung der ganzen Christenheit.

„Man muß diesen fränkischen Teufel sofort töten!" sagte er.

„. . . ehe er Kleinmut in die Seele des Großherrn träufelt!"

„Sonst stirbst du! Warum ließest du ihn in Ägypten entweichen?"

„Herr! Ich gab schon damals meinen Mamelucken den Befehl, ihn zu beseitigen. Ich bin nicht schuld, daß er nicht in die Hölle fuhr!"

„Wer denn — du Hund?"

Der Bassa schwieg. Ein mißtrauischer Teufelsblick in den Augen des Großveziers.

„Stehst du etwa heimlich mit dem Franken im Bunde?"

„Herr — würde ich dann vor dir mit dem Finger auf ihn weisen? Ich, der einzige unter den Gläubigen von Stambul, der weiß, daß dieser Spion lange als Sklave unter uns war, unsere Sprache spricht, unsere Art kennt, unsere Kriegsrüstungen begreift, unsere Kriegspläne verrät! Aber dieser gefährliche Ungläubige steht unter dem Schutz des französischen Gesandten!"

„Irgendein leichfertiger Bursche von den Janitscharen soll ihm unter Verwünschungen gegen die Christen ins Gesicht speien!" Kara Mustafa gähnte. „Und, sobald der Franke ihn zur Abwehr mit der Hand berührt, niederhauen. Hast du verstanden?"

„Ich höre, Herr, und gehorche!"

17.

Der französische Gesandte de Guilleragues hatte schon seit Stunden den Audienzsaal des Serails verlassen. Im ersten Vorhof, in dem die Vertreter der europäischen Mächte vom Pferd steigen und demütig zu Fuß in den Innenhof schreiten und dort um Einlaß bitten mußten, — diesem unregelmäßigen und öden Siebeneck mit der zum Zeughaus umgewandelten Christenkirche in der Mitte — hatte sich der Marquis wieder in den Sattel geschwungen. In seinem berittenen Gefolge von Sekretären, Dolmetschern, Leibwächtern hielt hinter ihm Adrian von Rimburg. Die beiden, der Edelmann vom Rhein und der Bevollmächtigte Ludwigs des Vierzehnten, hatten noch kein Wort miteinander gewechselt.

Mit der Ergebung eines Mannes, der seit vier Jahren den lebensgefährlichen Posten eines Gesandten bei der Hohen Pforte inne hatte, schaute Herr de Guilleragues durch das offene Hoftor mit den aufgespießten Paschaköpfen und den endlos vorbeiwogenden Zug, der draußen die Gassen von Stambul sperrte.

Er hatte unauffällig sein Pferd neben das des Ritters von Rimburg gelenkt. Er hielt mit ihm etwas abseits von seinem Gefolge und schaute ihm mit der verschlagenen Menschenkenntnis eines Unterhändlers am Goldenen Horn in das gebräunte und entschlossene Gesicht. Adrian von Rimburg hielt kalt den Blick des Franzosen aus, bereit für den Zusammenstoß.

Aber der Gesandte Frankreichs lächelte jetzt, wo niemand ihn beobachtete. Alles schaute auf die Scharen der Kämmerlinge, die über goldenen Stirnscheiben die schimmernden Räder von Pfauenschwänzen trugen, auf die berittenen Zwerge, auf die Zauberer, die unter Koransprüchen Blumen aus der Luft griffen und in die Menge warfen.

„Ich beglückwünsche Sie", sagte der Marquis leise, mit einem Zug stillen Verständnisses um die feinen Mundwinkel.

„. . . daß ich Ihnen, der hier zum Krieg treibt, entgegengearbeitet habe?"

Herr von Guilleragues beobachtete die hundert mohammedanischen Feldprediger, die in kugelförmigen Turbanen, beinahe so groß wie sie selber, riesige Koranbände in den Händen, feierlich im Zug des Großtürken wandelten.

„Sie hielten sich in Warschau auf!" sagte er. „Inzwischen habe ich vertrauliche Briefe aus Paris bekommen, die Ihre bevorstehende Ankunft meldeten — ich war also vorbereitet!"

„Um so besser, Herr Marquis!"

Regellose Schwärme von weißen Läufern, schwarzen Packknechten verkündeten das Nahen des Sultans selber. Sie schleppten Hunderte von Fellelsen, in denen seine Prunkgewänder, seine Straußenfedern und Edelsteinagraffen ruhten.

„Nochmals": ganz leise und lächelnd aus dem Mund des Gesandten. „Ich bewundere Sie!"

„Weshalb, Herr Marquis?"

„Wegen Ihrer Kunst sich zu verstellen!"

„Sie glauben . . .?"

„Ich glaube natürlich, daß Sie kein Wort von dem geglaubt haben, was Sie sagen!"

Eine lähmende Stille legte sich über die Gassen und die Massen. Der Sultan kam.

Er saß auf einem Schimmel, den der Oberstallmeister zu Fuß an einem Zügel aus Rubinen führte. Ein Kettenhemd von Smaragden und Diamanten panzerte die Araberstute, daß sie unter der Last der Edelsteine nur langsam schritt. Die Steigbügel des Großtürken bestanden aus indischen Perlen. Er selber trug ein fleischfarbenes Seidenkleid mit rosarotem Überwurf. Seine gelblichen Züge waren sauer und verdrießlich. Er runzelte die Stirne, auf die zum Schutz gegen den bösen Blick eine kleine schwarze Fliege gemalt war. Er hielt die rechte Hand auf der Brust und neigte sich müde im Sattel rechts und links zu dem Volk. Aus dessen Mitte murmelte ihm ein Geflüster der Ehrfurcht entgegen: „Dem Kalifen tausend Jahre!" Dazwischen gellten Schreie von Christensklaven, die bäuchlings auf dem Boden um den Preis ihres Übertritts zum Islam ihre Freiheit erflehten. Und ein gnädiger Handwink der Gewährung: „Kommt zu Allah!"

Solange der Sultan vorbeiritt, verharrte der Gesandte de Guilleragues, vom Pferde gestiegen, den Federhut in der Hand, in unterwürfigem Schweigen. Jetzt saß er wieder im Sattel und sagte lachend in das Getrappel des Dutzend lediger Vollblüter mit hundertjährigen Stammbäumen, die dem Großherrn nachgeführt wurden:

„Machen wir uns doch nichts vor, mein Freund! Wir sind doch unter uns! Sie brachten die Hiobspost aus Polen. Aber man hat mir in Ihnen einen geschickten Helfer gesandt!"

„Einen Gegner dieses Krieges!"

„Nun natürlich!" lächelt der Marquis. „Frankreich ist der Friede. Ich, der französische Gesandte werde fortgesetzt verdächtigt, als hetze ich hier im Namen Frankreichs diesen Mann, der eben vorüberritt, wider Österreich — als bestäche ich die Paschas — als wüßte ich etwas von den Festungsplänen Wiens — als sorgte ich für französische Stückmeister und Minen-Ingenieure. Sie, mein tapferer Ritter von Malta, haben alle Welt eines Besseren über die Friedensliebe Frankreichs belehrt. Sie sind mir ein wertvoller Zeuge meiner eigenen Gesinnung. Ich berufe mich künftig auf Sie!"

„Tun Sie es nicht!“

„Wollen Sie sich meines Schutzes entschlagen?“ fragte der Marquis fein. „Soll es Ihnen ergehen wie diesem Herrn hier?“

Das Volk um sie her schrie und hob die Fäuste. Berittene Spahis schirmten eine Reihe von Karossen. In ihnen saß mit seiner Dienerschaft der Gesandte des Kaisers von Österreich, den Sultan Mahomet als Staatsgefangenen auf seinem Marsch nach Wien mit sich führte. Dann wieder vielsagende Stille. Lange Gespannreihen schwarzer Büffel zogen schwerfällig schwankende dicht verschlossene Wagen mit kleinen vergitterten Fenstern. Scharen schwarzer Eunuchen ritten, den blanken Säbel in der Faust, nebenher. In mehr als hundert Kutschen zogen die schönsten Haremsweiber des Sultans mit ins Feld. Die Sitte des Morgenlandes forderte, daß die Franken an dem Hoftor den unsichtbaren Frauen den Rücken drehten und, bis sie vorbei waren, die Paschaköpfe auf den Stangen betrachteten.

„Gerade nach dieser unerwarteten Schwenkung Polens zur Sache des Kaisers gilt es, vor Europa das Gesicht Frankreichs zu wahren.“ Herr von Guilleragues wandte sein Pferd wieder um. „Wir dürfen jetzt erst recht nicht vor der Weltgeschichte den Anschein erwecken, als ließen wir die Türken und Tataren gegen die Dome der Christenheit los! Wir müssen öffentlich — was wir im Geheimen denken wissen wir ja — von der Kriegsfurie abmahnen und abraten!“

„Und mich hat man zu diesem Doppelspiel verwandt?“

„Mit Recht! Wenn Molière noch lebte, er würde Sie um Ihre Schauspielkunst beneiden!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Schatten des Tores.

Skizze von Ella Luise Rauch.

Das Mädchen war durch das Tor auf die breite Landstraße gekommen. Hier wandte sich die Schreitende, um noch einen Blick auf das Geheimnis zu tun, welches das Tor für sie war. Wuchtig und ungefüge stand es, genau so, wie man es im 12. Jahrhundert erbaut, und zu erahnen war aus seinem Anblick wohl, was sich mit ihm begeben. Nicht nur die Schicksale der Ortsbewohner aus allen jenen Jahrhunderten hatten es umspielt. Über dem Rundbogen und dem Bild des Heiligen hatte ehedem noch der Torwächter wie in einem Käfig gehaust, und kein Geschehen war dem verborgen geblieben. Immer ging es hier den Main entlang die Heerstraße. Ungezählt hatten sich Heerhaufen durch das Tor gewälzt, zahlreicher noch die Züge der Prozessionen.

Der Sinnenden auf der Landstraße wars nicht klar bewußt, was das Tor ihr sprach. Sie liebte seinen Anblick, und besonders am Abend wie jetzt erschien es ihr reich und doch heimelig mit seiner schwachen Beleuchtung, die seine Wucht milderte und nicht angetan war, den Weg zu erhellen, die aber das Heiligenbild aufleuchten ließ, besonders das wenige Gold daran, das ihm geblieben. Sie stand länger, als sie gewollt, und da sie sich nun in der Dunkelheit vorwärtswandte, traf sie nach einigen Schritten auf die Gestalt eines Mannes, deren Umrisse eben noch zu erkennen waren. Der sprach sie an.

Sie wolle doch nach Silgersheim. Ob sie nicht erlaube, daß er sie begleite.

Die Wandernde war nicht erschrocken, eher erstaunt. „Ich kenne den Weg gut. Sie kenne ich nicht“, sagte sie ablehnend.

„Ich bin Ihnen aber nicht fremd. Wir haben schon miteinander gesprochen. Und so allein um die Zeit auf der Straß' . . . Darf ich nicht wenigstens bis an die Brück'?“

„Ist es Ihr Weg sowieso?“

„Nein. Ich hab Ihnen als nachgeschaut und mir gedacht —“

„Sie haben's wohl gut gemeint. Ich mag gern allein geh'n. Die Straße ist so belebt von den Autos, man geht wie bei Tage. Vielen Dank.“

„Aber leid ist mir's. So viel gern wär ich mit Ihnen gegangen —“

Wie bedauernd klangen die Worte! „So viel gern“, sagte er noch einmal, rückgewandt, und es machte sie unsicher, daß sie ihn zurückgewiesen. So warm klang die Stimme, so gut, erfüllt von innerlichem Wunsch.

Auch ward es ihr nun gewiß, sie schon gehört zu haben. Sie hätte fragen sollen, wo sie denn miteinander gesprochen. Wiederum schenkte ihr die unterlassene Frage nun eine angeregte Unterhaltung mit sich selbst. Sie rief sich alle Stimmen des Dorfes ins Gedächtnis, die sie schon gehört, und es kam ein Wundern über sie, wieviel Klang ein Ohr so aufzunehmen und auch bewahren könne. Endlich denn hatte sie Ton und Ort zusammen gefunden.

Sie mußte oftmals das Schuhwerk ihrer Angehörigen zu einem Schuhmachermeister bringen, der hinter dem alten Tore wohnte. Deshalb, weil er besonders gut arbeitete. Der aber hatte einen jungen Gesellen, der meist stumm, mit dem Rücken nach der Tür, auf dem Arbeitsschemel gesessen. Doch neulich, als der Meister nicht daheim gewesen, hatte sie mit ihm verhandelt und auch zum ersten Mal sein Gesicht gesehen, ein stilles ernster Gesicht, in das sie sehr gern geschaut. Der war's dem gehörte die Stimme. Kein Zweifel. Und der hatte ihr ja auch nachschauen können.

Der Gedanke nun, daß dieser junge Mensch mit dem ausdrucksvollen Gesicht sie so „viel gern“ heimgeleitet hätte, dem so inniger Wunsch anzumerken gewesen, gab ihr Wärme ins Herz und Beschwingtheit in die Glieder und war auch am nächsten Tage noch glückhaft belebend in ihr. Bis sie jäh, unvorbereitet, das Unglück erfuhr. Am Abend war im Dorfe dort eine Schlägerei entstanden, die Männer, mostberauscht, hatten zum Messer gegriffen, und dabei war einer erstochen worden. Gerade unter dem Tor. Der Erstochene sollte jener junge Schuhmacher sein.

Der Schmerz, der sie nun rätselhaft ergriff, ließ sie innerlich erstarren und sich sehr wandeln. Denn sie konnte zu niemandem, auch zu ihrer Mutter nicht, darüber sprechen. Sie konnte es vor sich selbst nicht begreifen, weshalb sie so litt um den Tod eines Menschen, den sie doch nicht gekannt, von dem sie nur die wenigen warmen Worte im Gedächtnis hielt. Bis sie sich die Erklärung zurechtlegte, daß es Schuldgefühl sei, unter dem sie leiden müsse. Er habe seinen Tod vorgefühlt und gewissermaßen Schutz bei ihr vor ihm gesucht. Würde sie seine Begleitung angenommen haben, wäre er wahrscheinlich nicht in die Gesellschaft jener Männer geraten. Mit solchem Vorwurf belastet vergingen ihr traurig die Tage.

Sie wurde erfinderisch, der Mutter zu beweisen, weshalb man jetzt in einem anderen Dorfe seine Besorgungen machen müsse. Damit sie doch nicht mehr durch das Tor gehen mußte, das ihr so lieb gewesen war und nun die Untat geduldet hatte. So erfinderisch ward sie auch, als das Totenfest nahte und sie, die kein Grab zu besorgen hatte, sich nicht genug tun konnte im Formen lieblicher Kränze, die sie auf fremde Gräber trug und niederlegte im Gedenken an den einen.

Ihre Eltern, feind aller Grübelei, zogen sie gewaltsam in den Lärm der Tage. So mußte sie auch den Vater einmal in jenes Dorf begleiten. Wie ein dunkellauernder Schlund kam das Tor näher. Blicklos schritt sie hindurch und meinte, Eiseskälte zu fühlen. Und gerade hier hieß der Vater sie, den Rucksack öffnen, die Mutter habe Schuhe zur Ausbesserung mithineingepackt, die solle sie dem Meister bringen. Er ginge unterdes zur Schenke.

Wie hätte sie eine Weigerung begründen sollen? Nicht mehr sie selbst, so trat sie in die Werkstatt. Zwei Männer und der Lehrbub waren vor dem kleinen Tisch, auf dem ein Paar silbergraue Schuhe standen, köstlich gearbeitet, für eine Prinzessin nicht zu gering, und doch tapfer darin zu gehen. Es war, als strahle von ihnen ein Glanz aus — sie spürte es gleich.

Da wandte der Meister sich um, und sie erkannte den anderen. Den Totgewähnten. Den Lebenden, den der Unglücksbericht mit einem zweiten Gesellen verwechselt. Und der inzwischen mit diesen Schuhen sein Meisterstück gemacht und nun auf das Mädchen blickte, als schaue er die Erfüllung eines Traumes.

Haltlos sank sie auf einen Stuhl. Aber wie konnten die Männer ahnen, was in ihr vorging? „Gell“, lachte der Meister, „so a Paar Schtiefele habens hier nimmer geschaut!“

Seine Frau rief nach ihm, da wandte flugs der Gesell sich an das völlig stumme Mädchen.

Er habe ihrer fort und fort gedacht. Aber er habe, als sie nicht mehr gekommen, doch nicht nach ihr umschauen

wollen, bevor er nicht Meister geworden. Nun habe er die Prüfung in allen Stücken mit Lob bestanden, und da gerade komme sie wie ein Geist zur Tür herein. Als hätten seine Gedanken die Kraft gehabt, sie zu rufen. Oder sein Herz. Ob er ihr denn die Schuhe anpassen dürfe? Für sie habe er sie doch gemacht.

Sie nickte. Da kniete er vor ihr und nahm ihren Fuß in die Hände.

Und all das Unsagbare, was sie in diesen Wochen leidend erlebt, was nie Wort werden durfte, entlud sich nun in der scheuen Bewegung ihrer Hand, die sie zitternd, schwer vom Dank wie ein Segen, auf den blonden Kopf des Knienden legte.

Bei einem Wirte menschenkund . . .

Von Bruno Nelissen Haken.

Wir hielten an dieser unscheinbaren, unmittelbar an der Landstraße gelegenen Gastwirtschaft. Brechend voll der einzige Raum von sonntäglichen Automobilisten, Motorradfahrern, Radlern, Wanderern. Mühsam Platz gefunden; alle Tische, durcheinander, voll besetzt.

Wir machen uns Gedanken darüber, wie wohl der Wirt sich unter dieser bunten Gesellschaft zurechtfinden könne; der Mann bediente als einziger, schänkte aus, trug Bier an die Tische, war zum Kassieren da, wenn einer sich zum Gehen rüstete. Es schien, als müsse so ein Wirt, überrascht und bestürzt von so zahlreicher Menge fremder Gäste, irgendwie verzagen oder fahrig werden. Die Möglichkeit, dieser oder jener ehrenwerte Gast, vorsätzlich oder vergeßlich, möchte sich empfehlen, ohne die Zeche zu bezahlen, lag immer nahe.

Es wurde spät, wir blieben die letzten im Lokal. Und zum Schlusse, freundlich aufgefordert, bieder vertraut, setzt sich der Wirt an unsern Tisch.

Ob er das Geschäft denn übersehen könne, bei einem solchen Trubel? fragten wir ihn. Ob er nicht Verlust zu buchen habe, hier und da an einem Tisch? Habe er denn im Gedächtnis, was jeder einzelne Gast verzehrt? Es müsse doch schwer sein, nachträglich jede einzelne Zeche mit jedem einzelnen der vielen Gäste noch in Zusammenhang zu bringen; er kennte sie doch nicht, die meisten sähe er doch zum ersten, einzigen Mal in seinem Leben . . .??

Der Wirt lächelt, ein unbeschreibbar kundiges, wissendes, von einer seltsamen Überlegenheit getragenes Lächeln. Steht auf, holt einen Block Notizpapier vom Schanktisch: statt der Tischnummern und Zahlen ist dies Papier von merkwürdigen Zeichnungen bedeckt, daneben kurze Bemerkungen und die Ziffern der Zechbeträge.

Daraus werden wir nicht klug: es müsse doch so sein, daß jeder Tisch für ihn eine Nummer habe, und dann, allerdings — irgendein Verfahren müsse es für ihn wohl geben, festzuhalten, was jeder einzelne an einem solchen Tisch verzehre — was zum Beispiel jeder einzelne von uns, an unserem Tische hier, heute abend verzehrt habe . . .

Der Wirt nimmt ein Blatt seines Blockes, sieht kurz hinein, nennt jedem von uns seinen Zechbetrag — genau und mit selbstverständlicher Sicherheit... Gewiß, zunächst wisse er ja die Tischnummer, häufig bezahle ja einer für andere mit, oft sei eine zusammengehörige Gesellschaft an einem Tisch; aber wenn es so käme wie heute, wo Dritte und Vierte an jedem Tische saßen . . .

Es zeigt sich, daß der Wirt seine Ergebnisse nicht immer nur aus Tischnummern oder sonstigen, gewöhnlichen Anhaltspunkten zu entnehmen pflegt —: er liest sie heraus aus den merkwürdigen Zeichnungen und Bemerkungen seines Notizblocks.

Und nun ergibt sich:

Mit irgendeinem feinen, seltsamen, fast unheimlichen Sinn für Physiognomien begabt, hat dieser Mann an jedem einzelnen seiner Zufallsgäste irgendein besonderes Merkmal erspäht: er hat dies mit ein paar kurzen, zeichnerisch nicht sonderlich gewandten, aber überaus treffsicheren Strichen oder mit einem kurzen, kennzeichnenden Wort zu Papier gebracht.

Da fand sich nichts weiter als eine Nase, phantastische Nase allerdings, auch uns schon an einem der Gäste aufgefallen. Abstehendes Ohr, abstehend, kraß, brutal, man sieht fast das Gesicht zu diesem Ohr. Die Linie eines Hinterkopfes, dicker, faltiger Hals. Ein paar gierig aufgeworfene Lippen, die Form eines Scheitels, einer Frisur, eines *Kragens*, der *Krawatte* — eine Brille, ein Kneifer, ein merkwürdiger Damenhut.

Und ein kurzes Wort: „Der Wichtigmacher", „Geizkragen", „Lehrer", „Kellner" — — „am Zoll":

Phantastische Auslese von Typen, Merkmalen, Absonderheiten — von Menschengesichtern schlechthin, die hinter allen diesen merkwürdigen Figuren und Bezeichnungen doch stehen mußten . . .

Nun haben wir unter allen diesen Menschen gesessen, wir wie sie, gleichgültig voreinander und nur an uns selber interessiert — und nun ersteht mit einemmal vor uns dies übergültige Bild von Menschen, Gesichtern, Gestalten, Figuren, Eigenheiten, Charakteren, wie nur ein großer Menschenkenner, ein Kundiger und Wissender, es seherisch erfassen kann. Was für eine Versammlung von Gutem, Schlechtem, Rührendem, Abstoßendem, Vertrautem, Unheimlichem, Gemeinem in diesen Menschen neben uns, in dieser kurzen, abendlichen Begegnung! Groteske, unterlegene, von sehenden Augen irgendwie entblößte Versammlung der „Gezeichneten" — vor der geheimnisvollen Überlegenheit eines einfachen Mannes aus dem Volk . . .

Ein Wirt, er schänkt Bier und kassiert — gewiß ist dieses alles keine große, geklärte Überlegenheit. Aber es ist wohl doch, aus blutvollen Gründen kommend, das tiefe menschliche Wissen von Menschen und menschlichen Dingen.

Kleines Erlebnis unterwegs, nachdenklich und lehrhaft; aber es fehlt noch eine Pointe:

Es hat keiner von uns gefragt: welche Merkmale und Charakteristiken der Wirt denn nun von uns verzeichnet habe . . .?

Eitelkeit, Empfindlichkeit. das große Selbstbewußtsein? Oder die kleine, unheimliche Angst vor der grausamen Wahrhaftigkeit unseres Abbilds, die uns schweigen machte . . .?

Wir brachen sehr bald auf. Diese Frage ging unter im Hallo des Aufbruchs.

Lustige Ecke

Karpfen: „Ach was, solch Geschrei zu machen wegen so einer Kleinigkeit! Wenn ich Eier lege, dann sind es jedesmal 10 000 Stück!"

*

Amerikanischer Humor.

In dem Zimmer eines Riesenhotels in Newyork fand ein Gast ein Schild mit der Aufschrift: „Rauchen verboten! Denken Sie an den Brand des Majestic Hotels!"

Der Gast hatte Humor. Als er zwei Tage später auszog, fand man unter diesem Schild ein zweites, ganz gleiches angebracht. Darauf stand: „Spucken verboten! Denken Sie an die Überschwemmung des Missisippi!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.